



Der Halsbandsittich

In Afrika und Asien leben Halsbandsittiche in großen Schwärmen in der Savanne und in lichten Wäldern. Erwachsene Männchen haben rings um den Hals einen schwarzen bis rosafarbenen Strich im Gefieder, der den grünen Vögeln ihren Namen eingebracht hat. Als Ziervogel kamen sie nach Deutschland und waren zunächst in Käfigen und Volieren zu bewundern. Immer wieder entkamen jedoch Tiere aus der Gefangenschaft und gründeten Kolonien in freier Wildbahn. Die ersten frei lebenden Halsbandsittiche wurden Ende der 1960er Jahre in Köln gesichtet, wo sie offenbar aus dem Zoo entfliehen waren. Da es in der Stadt für sie sogar im Winter warm genug ist, überlebten sie auch ohne menschliche Fürsorge und breiteten sich weiter aus.

Höhlen in der Wärmedämmung

Ähnlich wie in ihrer Heimat brüten die exotischen Gäste auch in Deutschland gerne in großen Bäumen, vor allem in Platanen. Dort nutzen sie oft die verlassenen Bauten von Spechten. Die Halsbandsittiche in Heidelberg haben jedoch vor rund zehn Jahren eine gemütlichere Alternative entdeckt: die Wärmedämmung von Gebäuden! Am Hauptbahnhof und anderen Heidelberger Häusern richteten sie deshalb zum Teil erheblichen Schaden an. Meist bauen sie Löcher aus, die Spechte in die Fassade gepickt haben. Um sich Platz zu schaffen, rupfen sie massenweise Dämmmaterial heraus und erweitern ihre Höhlen so auf Längen von über einem Meter. Kein Wunder, dass einige Hausbesitzer nicht gut auf die grünen Schreihälse zu sprechen sind!

In England dürfen die hübschen Papageien seit einigen Jahren sogar abgeschossen werden. Dort gibt es allerdings auch viel mehr als bei uns: Allein in London leben rund 30 000 Exemplare, mehr als dreimal so viele wie in ganz Deutschland. Da sie ihre Nester oft in der Nähe von Hochspannungsleitungen bauen, besteht die Gefahr, dass sie große Stromausfälle verursachen. Manche Bauern haben auch schon berichtet, dass große Scharen von Halsbandsittichen ihre Felder oder Weinstöcke geplündert haben.

Unter kritischer Beobachtung

Zumindest in Deutschland sind die Halsbandsittiche aber voraussichtlich keine ernsthafte Gefahr für die Landwirtschaft. Schließlich bieten die Städte mit ihrer Wärme und dem reichen Angebot an Nahrung und Schlafplätzen viel bessere Bedingungen. Trotzdem stehen die Einwanderer unter kritischer Beobachtung. Sind sie eine Gefahr für die heimische Tierwelt? Fressen sie vielleicht im Winter kleinen Singvögeln das Futter weg? Oder machen sie Fledermäusen und Dohlen ihre Schlaf- und Nistplätze streitig? Bisher haben Wissenschaftler und Naturschützer für all das noch keinen Beweis gefunden und sehen deshalb keinen Grund, warum man die exotischen Gäste in Deutschland bekämpfen sollte. Inzwischen haben die Halsbandsittiche sogar auch hier natürliche Feinde: Sie stehen auf dem Speisezettel von Habichten und Wanderfalken. Noch ein Grund mehr für sie, in der Stadt zu bleiben, wo diese Feinde selten sind!

Der Waschbär

Ursprünglich stammt der Waschbär aus den Wäldern Nordamerikas. Vor fast 100 Jahren wurden die ersten Tiere nach Deutschland gebracht, wo man sie wegen ihres weichen Fells auf Pelzfarmen züchtete. Einige von ihnen entkamen aus der Gefangenschaft, andere wurden bewusst ausgesetzt. Heute leben mehrere hunderttausend Waschbären in deutschen Städten und Wäldern.



Putzige Plage

In der Rhein-Neckar-Region wurden bisher nur einzelne Exemplare gesichtet. In anderen Gebieten, vor allem in Kassel, sind die intelligenten Tiere allerdings manchmal ein echtes Problem: Nicht nur, dass sie geschickt Mülltonnen ausräumen und Obstgärten plündern – sie können auch teure Schäden anrichten. Denn zum Schlafen und zur Aufzucht ihrer Jungen dringen sie gerne in Dachböden und Schuppen ein. Dabei räumen sie auch schon mal Dachziegel ab und kratzen Verkleidung und Isolierung von den Wänden.

Da sie in der Stadt vor allem dank unserer Abfälle Nahrung im Überfluss finden, leben die Tiere auf viel engerem Raum zusammen als im Wald: Während in der Wildnis auf einem Quadratkilometer nur zwei bis vier Waschbären vorkommen, leben in Kassel auf der gleichen Fläche bis zu 150 Tiere!

Fressfeinde spielen keine Rolle

Mit einer Körperlänge von 40 bis 70 Zentimetern – den langen, buschigen Schwanz nicht mitgerechnet – und einem Gewicht von fünf bis zehn Kilogramm sind Waschbären die größten Vertreter der Kleinbären. Weder bei uns in Europa noch in ihrer eigentlichen Heimat gibt es Fressfeinde, die eine ernsthafte Gefahr für sie darstellen. In Amerika verspeisen Kojoten und Rotluchse ab und zu einen Waschbären, doch sie tragen kaum dazu bei, die Anzahl der kleinen Pelzträger zu reduzieren.

Viel mehr Waschbären in freier Wildbahn sterben, weil sie im Winter nicht genug zu fressen finden. In Amerika spielen auch Krankheiten eine große Rolle, vor allem Staupe und Tollwut. Tausende von ihnen werden außerdem erschossen oder sterben im Straßenverkehr. Auch in Deutschland dürfen sie gejagt werden. Doch wenn Menschen versuchen, der Waschbärenplage in manchen Städten Herr zu werden, indem sie so viele Tiere wie möglich töten, haben sie damit wenig Erfolg: Denn wenn viele erwachsene Waschbären sterben, bekommen die verbliebenen Weibchen besonders viel Nachwuchs, so dass bald wieder die ursprüngliche Anzahl an Tieren erreicht ist.

Heimisch in Deutschland

Abgesehen davon, dass die meisten Versuche, die schlaun Einwanderer wieder loszuwerden, ziemlich erfolglos sind, halten viele Wissenschaftler das auch gar nicht für nötig. Denn wenn die Menschen ihre Häuser gegen die geschickten Kletterer absichern und sie nicht mit Futter anlocken, ist ein friedliches Zusammenleben gut möglich. Auch das Gerücht, dass der Waschbär unsere Vogelwelt gefährdet, ist wissenschaftlich nicht belegt. Da er bereits seit vielen Generationen bei uns in freier Wildbahn lebt, zählt er heute in Deutschland sogar offiziell als heimische Art.

Das Wildschwein

Schon in der Steinzeit durchstreiften Wildschweine die damals noch riesigen Wälder Europas und Asiens. Heute werden zusammenhängende Waldflächen immer kleiner: Wo früher Baum an Baum stand, erstrecken sich nun Felder und Wohngebiete. So gesehen dringen nicht die Wildschweine in unseren Lebensraum ein, sondern wir in ihren! Trotzdem waren die Bauern natürlich noch nie begeistert, wenn die rund 150 Kilogramm schweren Tiere ihre Felder durchwühlten. Deshalb machten die Menschen so lange Jagd auf die Wildschweine, bis sie im 19. Jahrhundert in vielen Regionen Deutschlands als ausgerottet galten, auch in Baden-Württemberg. Doch nach und nach kehren die Wildschweine zurück und lernen, sich an neue Gegebenheiten anzupassen.



Stadtleben bietet Sicherheit

Immer öfter wagen sich die eigentlich scheuen Waldbewohner bis in die Städte vor. Die Nähe zum Menschen hat für sie oft sogar einige Vorteile. Einerseits finden sie hier genügend Nahrung: Mit unseren Abfällen ist ihr Tisch reich gedeckt, und auch auf Feldern schlagen sie sich gerne den Bauch voll. Andererseits sind sie in Wohngebieten teilweise sicherer als im Wald. Denn hier ist die Jagd verboten! Die schlaun Tiere haben das offenbar herausgefunden: Während sie sich im Wald tagsüber lieber versteckt halten, gehen sie in Städten mitunter sogar bei hellem Sonnenschein auf Nahrungssuche. Ihre Hochburg ist Berlin, wo Spaziergänger schon spielende Jungtiere in Stadtparks beobachten konnten.

So niedlich die kleinen Frischlinge auch aussehen mögen – gerade wo sie sind, ist besondere Vorsicht geboten, denn das Muttertier ist sicher nicht fern. Und obwohl Wildschweine Konflikten mit Menschen normalerweise aus dem Weg gehen, werden sie sehr aggressiv, sobald es um die Verteidigung ihres Nachwuchses geht.

Unter der Führung der Leitbache

Im Wald fressen Wildschweine am liebsten Eicheln, aber als Allesfresser sind sie nicht wählerisch und verspeisen auch Wurzeln, Früchte, Pilze und sogar kleine Tiere und Aas. Sie leben meist in kleinen Gruppen, oft handelt es sich dabei um eine Mutter mit ihrem Nachwuchs. In größeren Familienverbänden sorgt das älteste Weibchen, die Leitbache, dafür, dass sich alle Weibchen zur gleichen Zeit fortpflanzen, so dass die Frischlinge ungefähr gleichzeitig geboren werden. Außerdem verhindert sie, dass sich zu junge Tiere paaren. Probleme gibt es, wenn die Leitbache plötzlich stirbt, zum Beispiel durch einen Autounfall oder weil sie erschossen wird. Denn dann können sich die übrigen Tiere unkontrolliert das ganze Jahr über vermehren – zum Leidwesen der Bauern und Anwohner, die dann noch mehr grunzenden Besuch bekommen!



Das Moos

Moose waren schon immer gut darin, sich neue Lebensräume zu erschließen: Vor mehr als 400 Millionen Jahren zählten sie zu den ersten Pflanzen, die auf dem bis dahin noch kahlen Land wuchsen! Heute gibt es viele tausend verschiedene Arten. Manche bilden weiche, grüne Teppiche in der Wiese und auf Waldböden, andere wachsen als millimeterdünne Schicht auf Steinen. Einige haben einzelne kleine Blättchen, bei anderen sind die Blättchen stattdessen zu Lappen verwachsen.



Erstaunliche Überlebenskünstler

Besonders typisch sind Moose für Moorlandschaften. Dort ist der Boden sehr feucht und so sauer, dass andere Pflanzen nicht überleben können. Manche Arten haben aber noch extremere Gegenden erobert: Bestimmte Moose wachsen sogar in der Wüste und im Polarkreis! Wasser gibt es in diesen Regionen nur selten. Doch die Moose haben einen Trick: Sie können vollständig austrocknen, ohne dabei Schaden zu nehmen. Sobald sie Wasser bekommen, saugen sie es über ihre gesamte Oberfläche auf und werden innerhalb kürzester Zeit wieder grün. So können sie erstaunlich lange überleben: Kürzlich haben Forscher in der Antarktis Moose entdeckt, die 1500 Jahre in tiefen Eisschichten überlebt hatten. Als sie ihnen Wasser gaben, begannen die Pflanzen wieder zu wachsen!

Bei so einem Durchhaltevermögen ist es eigentlich erstaunlich, dass Moos lange nicht in der Stadt zu finden war. Schuld waren unsere Abgase: Vor allem ältere Autos stoßen viele Schwefelverbindungen aus, die für Moose giftig sind. Anders als Pflanzen mit Wurzeln nehmen Moose das Wasser direkt aus der Luft in ihre Blätter auf. Das hat für sie den Vorteil, dass sie auch auf kahlen Steinen wachsen können, zum Beispiel an Mauern und Hausfassaden. Andererseits sind sie dadurch schädlichen Stoffen aus der Luft unmittelbar ausgesetzt. Dass die Moose nun auch in der Stadt wachsen können, verdanken sie modernen Abgasfiltern, die dafür sorgen, dass die Autos nicht mehr so viele giftige Stoffe ausstoßen. Manche von ihnen haben sich inzwischen so gut an ihren neuen Lebensraum angepasst, dass sie bestimmte Abgase, die Stickstoffverbindungen, sogar für ihr Wachstum nutzen können.

Helfer für Umwelt und Mensch

Trotz aller Anpassung nehmen die Moose natürlich weiterhin auch schädliche Stoffe auf. Für den Menschen ist das aber ganz praktisch: Nicht nur, dass die Pflanzen dadurch Feinstaub aus der Luft filtern – sie können auch Hinweise darauf geben, welche Gifte sich in ihrer Umgebung befinden. Wachsen sie zum Beispiel an einem Fluss, der mit Schwermetallen belastet ist, nehmen sie diese mit dem Wasser auf und speichern sie in ihren Blättern. Forscher können dann den Giftgehalt im Moos und damit indirekt den im Fluss bestimmen. In der Medizin sind die unscheinbaren Pflanzen ebenfalls nützlich: Früher behandelten die Menschen Wunden mit Verbänden aus Moos. Das ist nämlich nicht nur saugfähig, sondern hilft auch gegen Bakterien. Heute arbeiten Forscher daran, bestimmte Moosarten so zu verändern, dass sie Stoffe produzieren, die als Medikamente für Menschen dienen können.



Der Löwenzahn

Wildwiesen in Europa und Westasien sind die ursprüngliche Heimat des Löwenzahns. Da er sich sehr gut an neue Bedingungen anpassen kann, ist er inzwischen auf der gesamten Nordhalbkugel verbreitet – und macht nicht einmal vor den grauen Asphaltwüsten unserer Städte Halt. Da seine Samen in den winzigen Ritzen zwischen Pflastersteinen keimen und die Keimlinge sogar Asphalt durchbrechen können, wächst der Löwenzahn auch dort, wo es andere Pflanzen schwer haben. Meist bleibt er in der Stadt und auf häufig gemähten Wiesen kleiner als in freier Natur. Obwohl seine Blütenstängel bis zu einen halben Meter lang werden können, messen sie in der Stadt oft nur wenige Millimeter. Diese Anpassung ermöglicht ihm, überhaupt Blüten hervorzubringen, denn hier hat er wenig Zeit zu wachsen. Eine hohe Blüte, die auf Wildwiesen dafür sorgt, dass seine Samen noch weiter verbreitet werden können, hätte in der Stadt kaum Vorteile.

Eine Pflanze, viele Namen

Ihren Namen verdankt die Pflanze den gezähnten Blättern, die ein wenig an das Gebiss eines Löwen erinnern. Im Sommer kennen wir sie auch als Pusteblyume. Denn ihre Samen können wie kleine Fallschirme durch die Luft fliegen und laden dazu ein, sie wegzupusten. Angeblich bringt es Glück, wenn man mit einem kräftigen Atemstoß alle auf einmal auf die Reise schicken kann! Da der Löwenzahn sehr bekannt ist, trägt er auch viele verschiedene Namen: Die Bezeichnungen »Hundeblume« und »Saublyume« spiegeln wider, dass viele Bauern und Gärtner eine wenig freundliche Beziehung zu der gelb blühenden Pflanze haben. Andere Namen beziehen sich darauf, dass man besonders häufig auf Toilette muss, wenn man sie verzehrt hat – oder es in der Nacht vielleicht nicht mehr rechtzeitig dorthin schafft: Auf Französisch heißt der Löwenzahn deshalb »Pissenlit« (übersetzt »piss ins Bett«), und auch auf Deutsch nennt man ihn umgangssprachlich »Bettnässer«.

Mehr als ein »Unkraut«

Obwohl der Löwenzahn nicht gerade beliebt ist, hat er doch vielfältigen Nutzen. Fast alle Teile der Pflanze lassen sich sinnvoll verwerten: Schon früh im Jahr besuchen Bienen gerne die Blüten. Wir können uns dann an dem kräftigen, goldgelben Honig erfreuen. Zarte, junge Blätter, die nur leicht bitter schmecken, eignen sich außerdem prima als Salat. Aus der langen Wurzel kann man sogar einen Kaffee-Ersatz herstellen: Vor allem nach dem Krieg haben die Menschen oft Löwenzahnwurzeln ausgegraben, geröstet und dann wie Kaffeebohnen gemahlen und mit Wasser aufgekössen.

Sicherlich habt ihr schon mal festgestellt, dass die Stiele von Löwenzahn einen klebrigen, milchig weißen Saft enthalten. Beim Blumenpflücken ist das unpraktisch, denn man bekommt davon hässliche braune Flecken an den Fingern. Aber gerade dieser Saft ist für Forscher interessant: Sie wollen daraus Gummi herstellen! In einer Forschungsanlage in Münster versuchen Wissenschaftler in Zusammenarbeit mit einem Reifenhersteller, Pflanzen mit besonders viel und besonders klebrigem Saft zu züchten und so eine preiswerte und umweltfreundliche Alternative zu Kautschuk zu schaffen, der aus dem südamerikanischen Kautschukbaum gewonnen wird. Wer weiß: Vielleicht könnt ihr in wenigen Jahren an riesigen Löwenzahnfeldern entlangradeln – auf Reifen, die aus Löwenzahngummi bestehen!

Die Herkulesstaude

Zugegeben: In der Innenstadt werdet ihr diese Pflanze wohl eher selten zu Gesicht bekommen. Doch auch die Herkulesstaude fühlt sich in der Nähe des Menschen wohl. Sie breitet sich bevorzugt an Bahndämmen, Flussufern, Straßenrändern und in Gärten aus. Besonders erfreut sind die Menschen allerdings nicht über diese Nachbarschaft, denn das riesige Gewächs kann richtig gefährlich sein: Wer das Pech hat, die Pflanze versehentlich an einem sonnigen Tag zu berühren, kann schwere Verbrennungen erleiden, denn ihr Gift macht unsere Haut viel empfindlicher gegenüber Sonnenlicht. Manche Kinder mussten schon ins Krankenhaus eingeliefert werden, nachdem sie versucht hatten, mit Teilen der Pflanze zu spielen oder sich zwischen ihren großen Blättern zu verstecken. An heißen Tagen gibt die Herkulesstaude sogar giftige Stoffe an die Luft ab. Man sollte sich also nicht zu lange in ihrer Nähe aufhalten, sonst bekommt man Halsschmerzen und schlimmstenfalls eine Bronchitis.



Aufwändige Bekämpfung

Hat sich die Herkulesstaude, die auch unter dem Namen Riesen-Bärenklau bekannt ist, erst einmal an einem Standort festgesetzt, ist es gar nicht so einfach, sie wieder loszuwerden. Abschneiden bringt nicht viel, denn aus ihrer dicken Wurzel kann sie schnell wieder austreiben. Wenn man sie nicht blühen lässt, überlebt sie mehrere Jahre lang. Wirksamer ist es, die Blüten zu entfernen, kurz bevor die Samen reif werden. Wenn man den richtigen Zeitpunkt erwischt, hat die Pflanze bereits so viel Energie in die Entwicklung der Samen gesteckt, dass sie im nächsten Winter abstirbt. Eine andere Möglichkeit ist, die Pflanze samt Wurzel auszugraben. Wichtig ist natürlich immer Schutzkleidung. Außerdem sollte man zur Sicherheit nur bei regnerischem Wetter arbeiten.

Als Geschenk nach Europa

Heute sehen die meisten Menschen die Herkulesstaude als gefährliches »Unkraut« an. Da ist es kaum vorstellbar, dass sie einst als edle Zierpflanze nach Europa kam. Der russische Zar Alexander I. schenkte dem deutschen Fürsten von Metternich im Jahr 1815 eine große Vase voller Samen. Die Pflanze, die ursprünglich aus dem Kaukasus stammt, einem Gebirge in Zar Alexanders Heimat, war damals wegen ihrer riesigen weißen Blüten sehr beliebt. Man pflanzte sie in Parks und botanischen Gärten an. Wenig später merkte man, dass auch Bienen die großen Blüten mögen und dort bereits früh im Jahr Nahrung finden. Daraufhin brachte man die Herkulesstaude im Freiland aus, wo sie sich ungestört vermehrte. Das ging recht schnell: Sie bildet jedes Jahr bis zu 30 000 Samen. Und gegenüber unseren heimischen Pflanzen hat sie zwei entscheidende Vorteile: Erstens keimen ihre Samen bereits oft schon im Februar. Zweitens wächst sie sehr schnell und sehr hoch, so dass sie sich mögliche Konkurrenten vom Hals hält, indem sie ihnen das Licht nimmt. Je nach Standort kann sie über drei Meter hoch werden. Inzwischen hat sie sich sogar noch besser an ihren neuen europäischen Lebensraum angepasst: Sie wächst hier auch an Stellen, die ihr in ihrer Heimat zu warm und zu trocken wären.